

P. Cyrillus Wehrmeister von St. Ottilien, ein Genius des jungen Peter Dörfler?

Von Frumentius Renner

Das Archiv der Erzabtei St. Ottilien bewahrt einen Faszikel auf, in dem der noch erhaltene ungedruckte literarische Nachlaß des P. Cyrillus Wehrmeister (1869–1943) deponiert ist: ein paar Hefte Gedichte, einige Dramen und eine Autobiographie. Letztere berücksichtigt leider nur seinen Lebensgang, seine Tätigkeit im Kloster und – daraus resultierend – Reflexionen über pädagogische Fragen und Probleme. Dem Faszikel wurde im Mai 1974 ein Werkverzeichnis der Publikationen des Verewigten beigegeben, auf dem der Archivar auch folgenden Satz niedergeschrieben hat:

„Als Redakteur förderte er (P. Cyr. Wehrmeister) sehr Peter Dörfler, nahm dessen erste Kleingeschichten ins „Heidenkind“ auf, korrigierte und gab ihm Anweisungen.“

Dieses Urteil spiegelt eine 1974 im Konvent noch lebendige Tradition wider, genauer gesagt, wiederholte Aussagen von P. Rochus Schroth († 25. Mai 1976), der als „lebendige Geschichte“ des Ottilianer Konventes gelten konnte. Immerhin ist die Aussage so konkret, daß es sich gewiß lohnt, sie auf ihren Wahrheitsgehalt zu überprüfen, wenn auch weder in St. Ottilien noch aus dem Peter-Dörfler-Archiv in München Spuren einer diesbezüglichen Korrespondenz auszumachen sind. Übrigens ist zu vermuten, daß das Wesentliche bei persönlichen Besuchen und Vorsprachen Dörflers in St. Ottilien besprochen und erledigt wurde. Er kehrte immer wieder hier zu. Eine Schwierigkeit für die Erfassung kleiner Beiträge Dörflers im „Heidenkind“ jener Jahre ist in der Tatsache begründet, daß eine Reihe von Aufsätzen und Gedichten, nicht bloß des Redakteurs selber, sondern auch literarisch noch unbekannter Verfasser, entweder anonym oder unter einem Pseudonym abgedruckt wurden, was damals des öfters geschah. So können sich unter Umständen kleine Aufsätze oder Gedichte der Erfassung entziehen.

Die einzig zuverlässige, wenn auch lückenhafte Bestätigung dafür, daß der Dichter Anregung und Förderung durch P. Wehrmeister erfuhr, fördert die Durchsicht der von letzterem damals redigierten Hausveröffentlichungen St. Ottiliens zutage. Tatsächlich sind nämlich seit 1904, also acht Jahre vor Dörflers Opus primum „Als Mutter noch lebte“, vier kleinere oder größere Essays bzw. Geschichten von Dörfler im „Heidenkind“ (= HK), einer Missionszeitschrift für die Jugend, erschienen. Deren jeweiliger Umfang läßt sich aus der Anzahl der Fortsetzungen abschätzen, da in einer Heft-Nummer Beiträgen dieser Art

jeweils etwa 2½ Seiten zugebilligt waren. Im einzelnen handelt es sich um folgende Essays:

Hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott. Eine Erzählung (HK 1904, 17. Jahrgang), Heft 16 und 17.

Was ein „Heidenkind“ erlebte. Erzählung (Ebenda Heft 21–24).

Der Kinder Romfahrt. (HK 1907, 20. Jahrgang, Nr. 16–24).

Pepele. Eine tragikomische Geschichte (HK 1908, 21. Jahrgang, Heft 6–8). Schließlich folgte noch in „St. Ottiliens-Missions-Kalender“ 1908 (S. 73–84): *Aus einem kleinen Dorfe. Erzählung.* Da in diesem Kalender das Format größer und gleichzeitig der zweispaltig angelegte Druck kleiner war, entspricht der Umfang dieser Erzählung wenigstens 20 Seiten im „Heidenkind.“

Wenn wir Dörfners HK-Erzählungen in seine äußere und innere Entwicklung einzuordnen versuchen, dann fallen sie eindeutig in seine Kaplansjahre 1903–1909, die von einem einjährigen Romaufenthalt mit kirchengeschichtlich-archäologischen Studien am Campo Santo Teutonico (1906/07) unterbrochen waren. Diese Studien fanden ihren Abschluß mit dem theologischen Doktorat 1909.

Als Abiturient in St. Stephan, Augsburg, hatte Peter Dörfner sein erstes Gedicht öffentlich vortragen dürfen, schon damals galt er als ein Meister des Wortes. Unsere HK-Erzählungen gehören der Phase an, in der der Priester nebenbei schriftstellerte. Mit diesen Arbeiten hat er gewissermaßen bei P. Wehrmeister ein Praktikum als Volksschriftsteller absolviert. Darin kommt freilich der Priester nicht zu kurz, wie das tiefe seelsorglich-psychologische Einfühlungsvermögen und noch mehr die seelsorglich-erzieherische Tendenz der Erzählungen bekunden. Seine Sprache ist lebhaft, farbig, seine Phantasie übersprudelnd. Außer in der Kalendergeschichte ist noch kaum etwas von der späteren schwermütigen Art zu spüren. Noch hatten ihn auch nicht die schweren Prüfungen getroffen, der Tod seiner jüngsten Schwester im Kindbett und der seiner Mutter (1909); noch hatte ihn nicht ernsthafte Krankheit gelähmt und zeitweise aus der beruflichen Arbeit geworfen.

Am deutlichsten dokumentiert die Art des jungen Priesters „Der Kinder Romfahrt“, in der er zweifellos dem Redakteur einen Beitrag liefern wollte, der auf seine jugendlichen Leser zugeschnitten und vor allem für sie bestimmt war. Außerdem scheint die Arbeit unmittelbar in Rom selber oder gleich nach der Heimkehr niedergeschrieben worden zu sein, denn sie setzt seinen Romaufenthalt voraus und mußte spätestens im Juli 1907 in der Redaktionsstube druckfertig vorliegen. Sie erzählt den Kindern anschaulich von den Heiligtümern und Sehenswürdigkeiten der Ewigen Stadt. Das Bezauberndste ist vielleicht die Einleitung, betitelt: Die Reise. (HK 1907, S. 187–191):

Der Kinder Romfahrt.

Von Peter Dörfler.

Diesseits der blauen Berge, wo der Nord vier lange Monate König ist, und graue Wolkenberge und dichte Nebel der lieben Mutter Sonne so oft den Gang zu ihren Lieblingen, den Blumen und Menschen, versperren, da lebt die große Sehnsucht nach dem Lande des Lichtes und der heitern Schönheit, nach dem sonnigen, wundersamen Italien, und die größere Sehnsucht nach der heiligen, unvergleichlichen Stadt Rom.

Dorthin zog es die deutschen Heiligen. Der Apostel der Deutschen, St. Bonifazius, ist wiederholt über die Alpen gestiegen. Römerfahrten unternahmen die deutschen Helden und Könige. Dietrich von Bern, den ihr aus der Sage kennt, Karl, der erste Kaiser deutscher Nation, der Rotbart, und so viele andere Fürsten haben die „Pforten der Apostel“ besucht.

Unser Dichter Goethe hat auf Roms Ruinen geträumt und „unsterbliche Dinge erdacht“, wie eine Inschrift an dem Hause sagt, das er bewohnt hat.

Fast jeden großen Deutschen hat es gedrängt, einmal die Wunderstadt zu schauen.

Und heute bringt das Dampfroß täglich eine Anzahl Nordländer zu ihren Toren; die Anziehungskraft der Ewigen Stadt bleibt ewig jung.

Doch die großen Leute kostet solch eine Reise trotz aller Eisenbahnen noch viel Zeit, Geld und Mühe, man muß sich stundenlang im Eisenbahnwagen rütteln und schütteln lassen und schließlich noch gar eine Zugsentgleisung fürchten.

Nicht so die Kinder; für die ist solch eine Fahrt ein Spiel: drum nicht viel zögern und zaudern; auf, wir machen eine Pilgerreise nach Rom! Ihr werdet gleich sehen, daß wir all die Scherereien der Großen mit Fahrplan, Geld und langem Sitzen im Abteil III. Klasse nicht zu befürchten haben. Für was sind wir Kinder, denen steht schrankenlos Himmel und Erde offen, unser ist das Reich der Phantasie. Wir klatschen bloß in die Hände. Da kommen durch die Lüfte die wundersamsten Wagen und Gefährte gefahren. Sie sind von Gold und funkeln von Diamanten, sind gezogen von schneeweißen Täubchen mit blauen und roten Bändern um den feinen Hals, von Schwänen mit mächtigen Flügeln, für die Knaben kommen Flügelpferde und Drachengespanne. Wir brauchen nur zu winken, die Tierchen zu streicheln und einzusteigen. Da geht es in die Lüfte sacht und lind; wie die Liebfrauenhaare im Herbst und wie die Wolken ziehen wir hin, höher und höher.

Wir winken hinab zur Erde, wo der spitze Kirchturm immer kleiner und kleiner wird und mit seinen Häusern umher schließlich nur noch aussieht wie ein Schäfer, der bei seiner Herde wacht.

Wir fliegen über die Alpen hinweg, der St. Gotthardt liegt tief unter uns, so daß wir seinen Schneegipfel für den weißen Kopf eines uralten Mannes halten, der da eben, an eine Felswand gelehnt, eingeschlafen sei.

Dann weht uns auf einmal ein warmer Hauch um das Gesicht und Wangen und Hände, die ein wenig blau geworden sind bei der Fahrt über die Alpen und der kalten Brise, die dort wehte. – Wir sind in Italien! Unter uns rauschen – wir können's aber nicht hören – Olivenwälder und Zypressenhaine. Wir sehen einen hellen, lichten Schimmer ganz ferne. Das ist das Meer.

Und weiter geht es und weiter. Die Stadt des hl. Franziskus grüßen wir schnell. Aber unsere Herzen sind in Rom. Unsere Sehnsucht wächst, wann wird es endlich aus der blauen Ferne tauchen, das zweite Jerusalem, wo die Martyrer starben und wo der Heilige

Vater wohnt? O, die Kinder sind so ungeduldig, und wenn sie eine rechte Freude und Erwartung im Herzen haben, dann gehen ihnen selbst Drachenwagen zu langsam.

Aber auf einmal taucht aus purpurner Nacht ein Lichteermeer, es wächst und kommt näher. Schon beginnen viele zu fürchten, in den Feuersee zu sinken, da fangen alle die Zaubertiere, die Täubchen und Drachen und Schwäne freudig an, mit den Flügeln zu schlagen und nun wissen wir's: da unten ist der Sehnsucht Ziel, da ist die heilige Stadt im Märchenglanze ihrer tausend und tausend Lichter.

Wie wir näher kommen, löschen sie aus, denn es naht der Morgen.

Um die Zeit zwischen Tag und Siehst-Mich-Nicht, von ahnungsreichem Dämmerlicht umflutet, da landen wir auf einem weiten, freien Platze. In geheimnisvoller, schweisgsamer Ruhe halten rings mächtige Riesen Wacht. In ihrer Mitte, mitten auf dem freien Platz, steht in heller Rüstung ihr König mit zackiger Krone. Alles ist so still und beklommen lautlos. Nur zwei Springbrunnen zur Rechten und Linken des Königs plätschern geschwätzig, indem sie ihre milchfarbigen Schaumwellen hoch in die Luft werfen, daß sie wie Silber im ersten Morgenlicht flimmern.

Vor uns aber steht ein ungeheurer Tempel mit einer mächtigen Kuppel und vielen Säulen. Daraus tönt Orgelklang und Männer in bunten, scheckigen Soldatengewändern mit Hellebarden in den Händen kommen heraus, dann Chorknaben in weißen Hemden, Priester, Bischöfe, Kardinäle mit rotem Hut und rotem Talar. Viel Volk steht umher und schaut nach den Priestern und Soldaten. Aber sie warten noch gespannt auf einen, der kommen soll, einen Herrlicheren und Größeren. Es kommen aber immer noch Kirchenfürsten aus dem Tempel.

Endlich tragen sie auf hohem Thronessel einen Greis heraus. Der ist überaus lieb und gütig und streckt seine Hand aus und segnet und segnet immer wieder. Alles fällt auf die Knie nieder und bekreuzigt sich andächtig; sie singen die schönsten Lieder, fremde, die wir noch nie gehört und dann „Großer Gott, wir loben Dich“, „Ein Haus steht wohl gegründet . . .“ da singen wir auch mit und unsere Herzen schlagen höher und höher, denn wir wissen es längst: der herrliche Greis im weißen Talar das ist der Heilige Vater, der Vater der Christenheit. Er ist seinen deutschen Kindern entgegengekommen, weil er sie lieb hat und der Nachfolger dessen ist, der einst gesprochen: Lasset die Kleinen zu mir kommen. „O wär's doch heller, o könnten wir ihn doch deutlicher sehen“, so seufzen einige voll Erregung und Begeisterung, indem sie den Segen empfangen, denn sie sehen die Züge des Papstes, dessen Bild in ihrer Stube hängt und sehen's nicht. O wär's doch Tag!

Da wird es Tag. Aber wenn der Tag kommt, da geht Traum und Zauber weg, die Drachenwagen lösen sich in Morgennebel auf. Und Ihr müßt Euch jetzt mühen, daß Ihr auch fassen könnt, wo ich Euch im Geiste hingeführt habe. Der weite freie Platz ist der St. Petersplatz. Die Riesen, von denen wir geträumt, das sind die gewaltigen Säulen, die ihn umstehen, 284 an Zahl, jede 15 m hoch und so dick, daß wohl drei Männer sie nicht umspannen können.

Ihr König in der Mitte, das ist ein Stein, den der Kaiser Caligula aus der „Sonnenstadt“ in Aegypten nach Rom bringen ließ und den man „Obelisk“ heißt. Es war einst ein Heidenstein. Aber der Papst Sixtus V. ließ das Kreuz auf ihm errichten und die schöne Inschrift anbringen:

Christus siegt, Christus herrscht,
Christus triumphiert.

Die Springbrunnen in der Mitte aber plätschern wirklich Tag und Nacht und sind inmitten unter all dem Gestein gleichsam zwei immer blühende herrliche Blumen, voll Leben und Schönheit. Mit ihrem Wasser wollen wir unsere Träume vollends aus den Augen reiben und bewirken, daß wir recht hellsehend werden, um auf unserer Pilgerreise ja möglichst viel zu sehen.

Aber nun merken wir, daß auch der hl. Vater nicht herausgekommen ist, uns zu segnen. Wir wissen ja, er würde es sehr gern tun und segnet uns gewiß oft in seiner Kapelle im Vatikan. Aber er ist gefangen und darf nie aus seinem Palaste heraus.

Die Kirche vor uns aber, das ist das größte und schönste Gotteshaus der Christenheit. Hier ist das Grab des Apostelfürsten Petrus, der nebenan, im Zirkus des Nero gekreuzigt worden ist. Und für den Besuch dieser Kirche brauchen wir gar keine Märchenzauber mitzunehmen; denn die ist wirklich so schön und gewaltig, daß keine Phantasie sie schöner vorstellen kann. Und beten kann man darin, Kinder, wenn man unter der großen Kuppel kniet, am Grabe des ersten Papstes, das in Gold und Marmor prangt und von 95 vergoldeten Lampen umstrahlt wird, beten so andächtig, daß fast die Engel manchen zu beneiden anfangen um seine Inbrunst. Meine lieben Kleinen – wir wollen uns recht vorstellen, an diesem Plätzchen zu knien und für die Anliegen des Heidenkindvaters ein Vaterunser zu beten. Dann aber müssen wir weiter, ohne uns nur nach den anderen Herrlichkeiten umzusehen; denn ich will euch vorerst nur versprechen, von den Kindern der heiligen Stadt zu erzählen – und nach diesen wollen wir uns nun flugs umsehen. (Forts. folgt.)

Soweit die Einleitung. In den folgenden Fortsetzungen führt der Dichter dann die Kinder – unter der Tarnkappe natürlich – durch Roms Straßen, in die Katakomben, läßt sie Torquato Tasso und Phillipp Neri erleben, das Epiphaniifest mit der Kinderpredigt und zuletzt die Vorbereitung der Kinder Roms auf die Erstkommunion. All das ist so lebhaft, frohmachend geschildert, – in jener Art, in der P. Wehrmeister bemüht war, im Heidenkind die Kinder zu belehren, zu unterhalten und für Vorbilder zu begeistern. Zweifellos war hierin Peter Dörfler ein gelehriger Schüler seines damaligen Meisters, und ganz gewiß war er als Bub schon Heidenkindleser gewesen, der nun als Schriftsteller seine Aufgabe darin sah, in gleicher Art Kinder zu unterhalten und zu bilden. Ob nicht P. Wehrmeister dem Gast in Rom irgendwie Anregung zu dieser „Romfahrt der Kinder“ gegeben hat? Dörflers Verehrung des „Heidenkindpaters“ war, wie der Schluß dieser obigen Einleitung in aller Deutlichkeit enthüllt, ganz groß, wenn er im Petersdom die Kinder zum Gebet für den „Heidenkindvater“ einlädt.

Noch direkter treten des Dichters Dörfler Beziehungen zum „Heidenkind“ und seinem Redakteur in der schon 1904 im HK abgedruckten Erzählung: „Was ein ‚Heidenkind‘ erlebte“, hervor. Gemeint sind dabei die Erlebnisse eines Exemplars bzw. Jahrgangs des Heidenkinds in einer Familie: Der Bub Alfred liest das HK und begeistert sich für den Missionarsberuf. Er studiert, vergißt aber als flotter, weltlich gesinnter Student sein Ideal, bis ihm in einer stillen Stunde wieder das „Heidenkind“ unter die Augen kommt. Er vertieft sich darin

und macht nun ernst mit dem Vorsatz, Missionar zu werden. Aber schon bald stirbt er in den Tropen. Das Heidenkind, das er bei sich hat, wird als Andenken an die alte Mutter geschickt, die es nun in ihre Bibliothek als liebes, kostbares Andenken einreicht. Damit beginnt die Geschichte, und es ist erstaunlich, mit welcher plastischer Schilderung der Dichter seine Leser in die Bibliothek der trauernden Mutter einführt, wie er die Bücher personifiziert und ihnen Charakterrollen zuteilt: Die einen benehmen sich wie vornehme Leute, andere tun nur so, wieder andere geben sich in ihrem Gehabe und in ihrem platten Gerede wie sehr gewöhnliche Leute. Vertiefen wir uns in diese Szene (HK 1904, S. 241–243):

Was ein „Heidenkind“ erlebte.

Erzählung von Peter Dörfler.

In einem behäbig ausgestatteten Zimmer, durch dessen Fenster hell und freundlich die Mittagssonne schien, stand neben allerlei massigen, altdeutschen Möbeln ein prächtiges, nußbraun poliertes Büchergestell. Mit manch stolzem Palast hatte dies Bücherhaus gemein, daß unter dem einen Dach reich und arm wohnte, nur durch Stockwerk und schmale Wände geschieden.

Ganz oben standen gar stattliche Bände mit feiner Pressung und reichem Goldschnitt, während „Parterre“ magere Broschüren, alte abgenutzte vergessene Schulbücher, halbzertetzte Kataloge und dergleichen „Armenhäusler“ eine Gnadenecke gefunden hatten.

Eben ging die Tür des Zimmers auf und mit nervöser Hast eilte eine alte, ehrwürdige, schwarzgekleidete Dame herein, deren Haar das Alter silberweiß gefärbt hatte. In zitternden Händen trug sie ein kleines Paketchen, dessen viele Poststempel auf eine weite Reise schließen ließen. In bebender Eile löste die Greisin die Umschnürung; sie schlug das Packpapier auseinander und nun kam ein abgegriffenes, unscheinbares Büchlein von geringem Format zum Vorschein; der Einband mochte einst rot gewesen sein; doch das ließ sich jetzt nicht mehr sicher feststellen. — — —

Eine alte griechische Grammatik in der untersten Ecke des Büchergestells stieß ihre Nachbarin, eine kleine Schrift „Über die Kunst, lange zu leben“, an.

„Du, wir bekommen Gesellschaft“, flüsterte sie mit ihren verzogenen schiefen Lippen.

Die angeredete Broschüre, die allzeit auf behäbiges Dasein ausging, und für die nun, infolge ihrer gänzlichen Vergessenheit, im Ruhestand die Kunst, lange zu leben, keine allzugroße war, murrte: „Als ob unsere Wohnung nicht schon längst überfüllt wäre; ich sage Ihnen, auf Grund langjähriger Beobachtungen — — —“

Die Worte blieben ihr in der bestaubten Kehle stecken, denn dort am Tische geschah etwas Merkwürdiges.

Die Dame im Trauerkleide hob beim Anblick des alten Büchleins zu weinen und zu schluchzen an; sie drückte es mit heißer Inbrunst an sich, dann neigte sie sich wieder stöhnend darüber, indem sie mit tränenerstickter Stimme immer wieder das eine Wort „Alfred, mein Alfred!“ rief. Allmählich wurde sie ein wenig ruhiger; sie schlug das Büchlein auf, küßte die gelblichen Blätter und strich mit zarter Hand die Tränen weg, die

darauf fielen. Zuletzt fing sie auch an, ein wenig darin zu lesen; allein ein neuer heftiger Tränenstrom verschleierte ihr die Augen.

Als sich die langlebige Broschüre ein wenig von ihrem Staunen erholt hatte, wisperte sie „Ei, ei, interessante Gesellschaft das, wirklich höchst interessant.“ – Die liebe Neugierde! Wie hatte sie doch ihre Bedenken so rasch besiegt. Ja, selbst die oberste und höchste Gesellschaft der vornehmsten Bücher, die zuerst dem Ankömmling durchaus keine Beachtung geschenkt hatten, blinzelten zu ihm herab aus ihren goldenen Augen, wie ein stolzer Herr durch sein Monokel einen Bettler betrachtet, der ihm plötzlich aufgefallen ist.

„Eh, eh, scheint interessanter Bursche das, wirklich, eh“, machten ein paar, während andere in ihrer Weise tiefsinnige Betrachtungen und Berechnungen über den Vorfall anstellten.

Jetzt aber stand die Dame auf, überlegte einen Augenblick und trat dann rasch auf das Büchergestell zu, stellte das Bändchen zwischen zwei Prachtbände und verließ das Zimmer.

Wenn sich an eine prunkvolle Tafel eines vornehmen Salons der ersten Gesellschaft plötzlich ein zerlumpter Bettler mit rotgedunsener Nase und abscheulichem Tabakgeruch setzen würde, dann könnte die Entrüstung nicht größer sein, als die war, die nun in den oberen Regionen der Bücherei ausbrach. Aus dem Stimmenbabel der verschiedenen dicken und dünnen Goldschnitte konnte man nur einen Goethe vernehmen, der heftig herausplatze: „Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.“

Endlich ließ sich einer herbei, den Eindringling anzureden: „Na, er, wie versteigt sich denn er da herauf – hat er Familie, was – Naturwissenschaft vielleicht, Philosophie, Theologie“, und er nannte noch viele fremde Namen auf „ie“, wohl, um es dem „Neuen“ ein für allemal unheimlich zu machen in dieser entsetzlich vornehmen und gelehrten Gesellschaft.

Der Armselige schien selber nicht wenig erschrocken über diese ungewohnte Umgebung, in die er plötzlich geraten war. Zurückziehen konnte er sich nun einmal nicht mehr und von den vielen Fragen verstand er nichts, darum schwieg er.

„Na, deutsch scheint der nicht zu verstehen“, hub der Vorige wieder an, „eh, English, Français, Italiano, wie, nichts, stumm, taub?“

Endlich nahm sich des Gemarterten ein gar behäbiger herablassender Herr an, der besser mit geringen Leuten umzugehen wußte, und sich sogar auf Volksdialekte verstand.

„Wia D'hoast und was für a G'schäft treibst, möcht' ma wiss'n!“

Das wirkte; schüchtern kam's hervor:

„Ich bin das ‚Heidenkind‘ und was ich für ein Geschäft hab'? – Eigentlich geh' ich Almosen sammeln bei guten Leuten – – –“

Als ihm aber Schmeicheleien zugeworfen wurden, wie: „Aha, Bettelgesindel, Landstreicher“, da setzte es schnell hinzu: „Aber nicht für mich, ich verdiene mir meinen Unterhalt schon so, indem ich mich nützlich mache.“

„Du, nützen?“ warf einer ein, dem „Heidenkind“ einen verächtlichen Seitenblick zuwerfend.

Nun redete sich dies aber in einen hellen Eifer hinein: „Ja, nützen“, entgegnete es entschieden, „ich erzähle Geschichten, zeige die schönsten Bildchen, belehre die Kinder über viel Gutes, Geographie, Geschichte, in allem können sie etwas lernen. Und was ich

erspare, das gebe ich den Missionären, und die ziehen nach Afrika und retten die Heidenkinder und lehren ihnen den Glauben und machen aus Wilden Christenmenschen
 ---“

„Schon gut, schon gut“, unterbrach ihn einer, „aber sage, Kleiner, wie kommst Du denn hierher in unsere Gesellschaft?“

Alte Geschichte!“ lachte ein lustiger Goldgepreßter. „Mußt doch längst wissen, daß des Bettelmönchs Kleid hoffähig ist. Nun also!“

Der andere ließ sich aber nicht irre machen: „Mag schon seine Richtigkeit haben, das mit dem Bettelmönch“, sagt er, „aber mein Gefühl – wissen Sie, ich habe Spürsinn – nun, das sagt mir eben, 's steckt was Pikantes dahinter . . . , nun, ehrwürdiger Herr Kollega, Sie scheinen ja einen ganz interessanten Lebensgang hinter sich zu haben, anständig und ehrlich natürlich, sieht man Ihnen ja an. – Ach, ein bißchen angestoßen da und dort, nun ja, das passiert auch unsereinem; wir Bücher können eben auch nicht jedem nach Gefallen reden. Doch, Herr Kollega, bitte erzählen Sie, erzählen Sie, bin ganz Ohr.“

Der liebenswürdige Herr wurde von allen Seiten mit Bitten unterstützt, namentlich die Broschüre „Über die Kunst, lange zu leben“ war schon die ganze Zeit über schier vergangen vor Neugierde: „Teures ‚Heidenkind‘“, flötete sie herauf, „es wird Ihnen gut tun, sich auszusprechen, das vertreibt Heimweh, und ich sage Ihnen, vom gesundheitlichen Standpunkt ---“

Gut, gut, Fräulein von Langleben“, drängte ungeduldig der „Goldene“, „schwätzen sie uns nicht krank, also, bitte, liebes ‚Heidenkind‘, Ihre Abenteuer. Silentium! Silentium!“
 (Forts. folgt.)

Es ist erstaunlich, daß Peter Dörfler als Außenstehender die Erlebnisse eines „Heidenkinds“ sich zum Vorwurf nahm und seinen Stoff mit sichtlicher Begeisterung aufarbeitete. Diese Erzählung ist nicht weniger als die spätere „Romfahrt der Kinder“ eine Huldigung an den Redakteur P. Wehrmeister.

Man darf sich aber mit Recht fragen, ob nicht der Redakteur die Ermunterung zu diesem Thema und dessen Durchführung gegeben hat. Eines ist gewiß: Peter Dörfler fühlte sich im geistigen Milieu des „Heidenkinds“ zu Hause, wo es darum ging, die Jugend gut zu unterhalten, vor allem aber sie durch Darstellung von Vorbildern und Idealen zu begeistern. Dieser Zug ist für Dörflers Schaffen überaus charakteristisch. Daß Peter Dörfler bereits 1904 den Redakteur P. Cyrillus in Sprachgewalt und Darstellungsgabe weit überflügelte, steht außer Frage. Ob und wie weit Wehrmeister dem jungen Dichter schon durch das „Heidenkind“, das er seit 1897 redigierte, noch mehr aber in den folgenden Jahren im persönlichen Gespräch, das bei der geringen örtlichen Entfernung der Heimat des Dichters (Waalhaupten) von St. Ottilien zu jeder Zeit möglich war, entscheidende Anregungen für sein Schaffen zu geben vermochte, läßt sich nicht sicher sagen; die genannten Arbeiten und Beiträge Dörflers im „Heidenkind“ aber weisen in solche Richtung. Dörfler und Wehrmeister waren verwandte Seelen, durchglüht vom schriftstellerischen Eros und lautersten Wollen, ihr Leserpublikum gemüthhaft und ethisch zu heben und ihm Handreichung zu bieten, damit es Mut und Kraft habe, nach den Sternen zu greifen.

Wenn es einer Rechtfertigung für diese letztere Behauptung bedarf, soll ein persönliches Bekenntnis ausgesprochen sein: P. Cyrillus Wehrmeister war mir ein hochgeschätzter Lehrer am damaligen Progymnasium in St. Ottilien und wiederum im Kloster. Durch ein paar Jahre hatte ich seine gesamte Korrespondenz zu verwalten und zu betreuen und vermochte aus solcher persönlicher Beziehung heraus auch sein schriftstellerisches Arbeiten in etwa zu durchleuchten. Peter Dörfler lernte ich nur aus seinen späteren Werken kennen, durfte ihn aber auch als Festprediger zum Silberjubiläum seines Weihedekurses am 31. Juli 1928 in St. Ottilien – und später wiederholt – erleben. Im Anschluß an ein Erlebnis von Heinrich Lersch schloß er seine Predigt – sie wurde im Missionsverlag St. Ottilien gedruckt: „Auch wir sind Arbeiter an dem Schiffe der Kirche, denn wir müssen aufbauen . . . Das Herz muß bei dieser Arbeit sein, denn nur so vermögen wir wahrhaft schöpferisch zu sein.“ Mir scheint, daß der Priesterdichter hier sein eigentliches Geheimnis, auch seiner schöpferischen Kraft, ausgesprochen hat. Und darin fand er wohl schon als junger Prieser einen Gleichgesinnten, der ihm als älterer Freund ermunternd die Hand bot: P. Cyrillus Wehrmeister. – Wie schade, daß die gesamte Korrespondenz Wehrmeisters – er starb 1943 in der Verbannung – anläßlich der Aufhebung St. Ottiliens durch die Gestapo im April 1941 zugrundegegangen ist, selbst das, was er mühsam zu retten gesucht hatte! Vielleicht hätte sich von da aus das Bild der Beziehungen zwischen Dörfler und ihm doch noch bedeutsam gefüllt.